Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur

Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 31. 1894.

Flecken auf der Ehre.

Roman von **Reinhold Ortmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Ja," erwiederte Komtesse Julia kurz, „Herr Steensborg war mit den Anderen auf einen Augenblick hier! Und er entschuldigte sich zugleich mit dringenden Arbeiten, die ihn bis zum Diner fernhalten würden."

Da die Mehrzahl der Gäste erst zu der für das Diner angesetzten Stunde zu erwarten war, wurde der Vorschlag des Grafen Botho, die Zeit bis dahin im Park zuzubringen, von den jungen Leuten mit allgemeiner Zustimmung begrüßt.

Man vergnügte sich erst auf einer für solche Zwecke hergerichteten Wiese beim Lawn-Tennis, und nach Beendigung der Parthie löste sich die kleine Gesellschaft in verschiedene Gruppen auf, von denen die eine die am Ufer liegende Gondel zu einer Kahnfahrt auf dem Weiher bestieg, während die übrigen paarweise oder zu Dreien und Vieren durch die schattigen Laubgänge wandelten.

Jetzt zum ersten Male fand sich auch für den Grafen Botho die ersichtlich schon längst ersehnte Gelegenheit, der Komtesse Julia einige vertrauliche Worte zuzuflüstern, ohne das Ohr eines zudringlichen Lauschers fürchten zu müssen. Er hatte ihr seinen Arm gereicht und bemühte sich geflissentlich, mit ihr hinter den Anderen zurückzubleiben, ohne daß sie etwas gethan hätte, diese seine Absicht zu vereiteln.

„Ich muß Sie sprechen, Julia, muß Sie allein und ungestört sprechen," sagte er jetzt hastig, „Sie können nicht ahnen, welche Höllenqualen ich während dieser kindischen Unterhaltungen erduldet habe!"

Nur scheinbar widerstrebte sie seinem dringenden Verlangen. „Man würde unsere Absonderung bemerken und allerlei Schlüsse daraus ziehen," erwiederte sie ohne ihre sonstige Entschiedenheit. „Können Sie das, was Sie mir zu sagen haben, nicht auf eine günstigere Gelegenheit verschieben?"

„Nein, ich würde irgend eine wahnwitzige Tollheit begehen müssen, wenn ich noch länger schweigen sollte. Sie haben ein Recht, mein Todesurtheil auszusprechen, Julia, aber Sie haben kein Recht, mich noch stundenlang zwischen Leben und Sterben schweben zu lassen."

„Wie tragisch das klingt, lieber Vetter! Ist es denn wirklich gar so ernst?"

„So ernst als nur immer die Lage eines Menschen sein kann, der sein Schicksal auf eine einzige Nummer gesetzt hat und der nun zwischen Hoffnung und Verzweiflung das Fallen der Kugel erwartet. In Ihrer Hand liegt die Kugel, Julia! Lautet Ihre Antwort auch heute, wie sie am Tage meiner Abreise gelautet hat, so habe ich eben den Einsatz verloren!"

Mit wohl berechneter Absicht hatte er sie zu einem der kleinen Pavillons geführt, die an verschiedenen Stellen des ausgedehnten Parkes errichtet waren, um den Lustwandelnden eine Zufluchtsstätte bei etwa plötzlich hereinbrechendem Unwetter zu gewähren. Julia trat an seiner Seite ein, und sie widersprach nicht, als er die Thür hinter sich in's Schloß drückte.

„Was Sie da sagen, ist nicht viel besser als eine Drohung," erwiederte sie jetzt, mitten in dem kleinen Raume stehen bleibend. „Es ist nicht ritterlich, sich solcher Mittel zu bedienen."

Ihre Worte waren ernst, doch ohne jede Schärfe, und die Veränderung in ihrem Benehmen gegen ihn, die dem Grafen unmöglich entgehen konnte, machte ihm Muth.

„Ich spreche nichts als die lautere Wahrheit, und ich weiß ja zur Genüge, daß Sie keine von den Frauen sind, welche sich aus bloßer Weichherzigkeit ein Zugeständniß abringen lassen. Wenn ich Ihnen nichts verschweige, so geschieht es, weil ich Sie davor bewahren möchte, später vielleicht Reue zu empfinden."

„Wohl! So sprechen Sie! Was ist geschehen?"

„Als ich des Onkels Haus wie ein Verzweifelter verließ, war ich von der Form Ihrer Zurückweisung so in tiefster Seele verletzt, daß ich allen Ernstes versuchen wollte, Sie zu vergessen, und Ihren spöttischen Rath, mich nach einem anderen Weibe umzuschauen, buchstäblich zu erfüllen. Fragen Sie mich nicht, wie das Leben beschaffen war, das ich in diesen wenigen Tagen meines Fernseins geführt habe, verlangen Sie nicht zu erfahren, in welchen Tollheiten ich Ersatz zu finden suchte für meine durch Sie so grausam zerstörten Hoffnungen! Genug, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich allein in der vorletzten Nacht eine

Der falsche Waldemar vor Tangermünde. (S. 244)

größere Summe verspielt habe, als sie mir zu meinem Unterhalt für ein ganzes Jahr zur Verfügung steht! Aber als ich da am Morgen mit wüstem Kopfe und schmerzender Stirn in meine einsame Junggesellenwohnung zurückkehrte, als mir mein verstörtes Gesicht aus dem Spiegel entgegengrinste, da erfaßte mich ein namenloser Ekel vor mir selbst, und da wußte ich, daß es so nicht weitergehen könne. Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende! Entweder Ihren Besitz, Julia, oder einen Fingerdruck auf den Abzug meines Revolvers — eine andere Möglichkeit gab es für mich nicht mehr; das erkannte ich mit jener Klarheit, die Einen zuweilen mitten in dem wüstesten Gedankenchaos wie eine Offenbarung von oben überkommt. Und in jener Stunde war auch mein Entschluß gefaßt. Mein heutiges Beginnen ist nur die Ausführung desselben. Ich habe vorhin den Onkel belogen, als ich ihm sagte, daß ich mir Urlaub zu verschaffen gewußt habe. Mein erneutes, dringendes Gesuch war abschlägig beschieden worden, und ich bin ohne Urlaub gereist, obwohl mir der Oberst gerade heute besonders scharfen Dienst zudiktirt hatte. Nun werden Sie mir, wie ich hoffe, glauben, daß ich nicht gescherzt und nicht übertrieben habe, als ich von dem Ernst der Lage sprach, in welcher ich mich befinde!"

Julia hatte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört und nun spiegelte sich wirklich etwas wie Angst und Theilnahme in ihren schönen Augen. Auch ohne die qualvolle Demüthigung, welche sie erlitten hatte, als sie erkannte, daß jener Andere ihre Liebe verschmähte, würde sie den Vetter in diesem Augenblick sicherlich freundlicher beurtheilt haben, als bei jener Unterredung während ihres letzten Spazierrittes. Trotz all' ihres Stolzes und all' ihrer Klugheit war sie ja doch ein Weib, und wo lebte das Weib, dessen Herz nicht höher schlüge bei der Entdeckung, daß ein Mann seine Zukunft, sein ganzes Leben um ihretwillen auf's Spiel gesetzt!

„Welches werden die Folgen Ihres Ungehorsams sein, Botho?" fragte sie nach einem kurzen Schweigen. „Gibt es kein Mittel mehr, dieselben abzuwenden?"

Der Lieutenant machte eine verneinende Geberde. „Mit meiner militärischen Laufbahn ist es nun für immer zu Ende," sagte er, „und wenn ich nicht Reisender für einen Kleiderhändler oder Schmierölfabrikanten werden will, bliebe mir allenfalls noch die Möglichkeit, mich in Afrika zur Ehre des deutschen Namens vom Fieber umbringen zu lassen. Aber für die kaufmännische Laufbahn bin ich nicht gemacht, und was die zweite Chance anbetrifft, so kann ich denselben Effekt bequemer haben, ohne die Umständlichkeit einer so weiten Reise. Auf ein bischen mehr oder weniger Ehre kommt es ja am Ende nicht an, wenn man sich erst einmal in meiner Lage befindet."

„Aber das ist entsetzlich! Und ich — ich sollte allein im Stande sein, Sie vor diesem Aeußersten zu bewahren?"

Er trat einen Schritt auf sie zu, und sie sah das Flimmern in seinen Augen, während er sein blasses Gesicht tief zu dem ihrigen niederneigte.

„Ja, Julia, Du allein! Wenn Du jetzt hältst, was mir Deine Blicke und der Druck Deiner Hand tausendmal versprachen; wenn Du die schroffe Abweisung zurücknimmst, von der Dein Herz unmöglich etwas wissen konnte — wenn Du Dich bereit erklärst, mein Weib zu werden — so bin ich gerettet. Und ich schwöre Dir bei Allem, was mir heilig ist — bei dem Andenken meiner Eltern und bei meiner Ehre, daß dies gerettete Leben nur Dir gehören soll, daß ich Dir als Dein treuer Sklave dienen will bis zu meinem letzten Athemzuge, und daß ich ohne Widerspruch und Murren Alles thun will, was Du von mir verlangst."

Er war vor ihr auf ein Knie niedergesunken und preßte ihre Hände, die sie ihm ohne Widerstreben überlassen hatte, an sein stürmisch klopfendes Herz.

Und Komtesse Julia wiederholte das herbe Nein nicht mehr, das auf jenem Spazierritt so scharf und bestimmt von ihren Lippen gekommen war.

„Alles, Botho — Alles?" fragte sie mit eigenthümlicher Betonung. „Bist Du ganz sicher, daß Deine Gelöbnisse nicht schon an der ersten Bedingung zu Schanden werden könnten, die ich Dir stellen möchte?"

Graf Botho hatte kaum etwas anderes gehört, als den verheißungsvollen Klang in ihrer Stimme und das trauliche Du, das sie seit den Jahren der Kindheit nicht mehr gegen ihn gebraucht. Mit einem Ausruf des Jubels sprang er empor und zog sie an seine Brust.

„Julia — meine einzige, herrliche Julia! Nun sage mir so oft Du willst, daß Du mich nicht liebst; jetzt werde ich Dir nimmermehr Glauben schenken!"

Sie duldete seine leidenschaftliche Liebkosung nur für die Dauer einer Sekunde; dann befreite sie sich mit Entschiedenheit aus seinen Armen.

„Nicht so rasch," sagte sie mit einem Nachdruck, der nicht an dem Ernst ihrer Mahnung zweifeln ließ, „noch bist Du mir die Antwort schuldig geblieben auf meine letzte Frage. Wie nun, wenn ich die Stärke Deiner Liebe wirklich auf eine Probe stellen wollte?"

„So erkläre ich mich bereit, sie zu bestehen! Mehr als mein Leben kannst Du ja nicht fordern!"

„Wohl! Es handelt sich um Hartwig Steensborg, unseren Oberverwalter."

Trotz des Freudenrausches, der ihn überkommen zu haben schien, furchte sich bei der Erwähnung dieses Namens des Lieutenants Stirn.

„Ich hoffe, Du wirst nicht verlangen, daß ich mich um seine Freundschaft bewerbe. Von Allem, das sich erdenken läßt, wäre dies vielleicht die einzige Bedingung, die ich nicht zu erfüllen vermöchte."

„Ich weiß es, Botho!" erwiederte sie, indem sie ihre Stimme dämpfte und ihm fest in's Auge sah. „Denn ich bin wider meinen Willen eine Ohrenzeugin eurer letzten Unterhaltung gewesen."

Er zuckte zusammen und seine Augen rötheten sich wie vor Scham. „So weißt Du auch, daß er damals gewissermaßen im Vortheil blieb!" sagte er unsicher, „aber ich werde Dir hoffentlich nicht erst versichern müssen, daß es damit zwischen ihm und mir noch nicht zu Ende ist. Es soll jene Stunde wahrhaftig bitter bereuen!"

„Steensborg wird sich auch künftig weigern, sich mit Dir zu schlagen. Wie willst Du unter solchen Umständen Genugthuung erlangen, ohne Dich auf's Neue der Gefahr einer Demüthigung auszusetzen?"

Graf Botho wirbelte an seinem Schnurrbart, wie immer, wenn ein peinlicher Gegenstand erörtert wurde, oder wenn er um eine Antwort in Verlegenheit war.

„Ich weiß es noch nicht," sagte er endlich. „Wie hätte ich mich auch in der Aufregung der letzten Tage mit diesem armseligen Burschen befassen sollen! Aber ich werde ein Mittel finden, ihn vor die Pistole zu zwingen, oder ihn für immer unmöglich zu machen. Sei gewiß, daß nicht achtundvierzig Stunden vergehen werden, ohne daß ich den Flecken von meiner Ehre abgewaschen habe!"

„Ich zweifle nicht daran, Botho, und ich habe es nicht anders erwartet. Aber ich fordere von Dir, daß Du diesmal mit mehr Klugheit und Mäßigung zu Werke gehst, als an jenem unglücklichen Abend. Ich verlange nicht, daß Du Steensborg schonst; ja, ich würde Dir Dank wissen, wenn Du ihm eine möglichst tiefe Demüthigung bereitest, einen Schimpf, der ihn in den Augen Aller erniedrigt und ihn zwingt, mit Schande unser Haus zu verlassen. Aber es darf nicht wieder in das Gegentheil umschlagen, wie das erste Mal, wo Du von Glück sagen konntest, daß die Scene keinen anderen Zeugen hatte als mich. Du mußt Deines Erfolges sicher sein, ehe Du Dich anschickst, den vernichtenden Schlag zu führen."

Sie war fest entschlossen gewesen, ihm den Zustand ihres Herzens nicht zu verrathen; aber der leidenschaftliche Haß des verschmähten Weibes sprühte nun doch aus ihren Worten wie aus ihren Augen. Graf Botho war vielleicht kein Genie an Scharfsinn und Menschenkenntniß; aber sein Vorrath an beidem reichte doch hin, um ihn ahnen zu lassen, was während seiner Abwesenheit auf Rambow vorgegangen war, und welchem Umschwung er seinen heutigen, kaum erhofften Erfolg bei Julia zu danken habe. Das war nun freilich eine Entdeckung, die ebensowenig seiner Eitelkeit schmeicheln, als seinen Groll gegen den verhaßten Nebenbuhler mindern konnte.

„Ich werde die Probe bestehen, Julia!" sagte er, sich straff emporrichtend. „Du sollst mich einen Ehrlosen nennen und jeder Verpflichtung gegen mich entbunden sein, wenn dieser Mensch morgen um diese Stunde noch als Beamter des Onkels auf Rambow weilt. Bist Du damit zufrieden?"

Sie reichte ihm mit einem verheißungsvollen Lächeln die Hand. „Man sagt ja, daß die Liebe erfinderisch mache — nun wohl, wir wollen sehen, wie weit sich das Wort auch an Dir bewahrheitet."

„Und Du erlaubst mir, mit dem Onkel zu sprechen?"

„Morgen — wenn Steensborg fort ist — nicht heute!"

„Gut — ich füge mich dieser Bedingung. Aber Du darfst nicht so grausam sein, mir noch weitere Beschränkungen aufzuerlegen. Für den Rest dieses Tages wirst Du keinen Anderen zu Deinem Kavalier erwählen als mich — das fordere ich als mein gutes Recht!"

„Siehst Du denn nicht, Du Blinder, daß ich bereits Dein Zeichen trage?" fragte sie, indem sie auf die prächtige Blüthe einer Orchidee deutete, die gleich einem großen, schön gezeichneten Schmetterling an ihrem Busen ruhte. Sie war aus dem Strauß, den er ihr vorher überreicht hatte, und nun konnte er freilich nicht länger an der Wirklichkeit seines Glückes zweifeln.

Noch einmal schloß er die im Sturm Gewonnene in seine Arme, dann verließen sie den Pavillon, um sich so unbefangen wie möglich den Anderen wieder zuzugesellen.

16.

Dem Eilzuge, welcher um zwei Uhr Nachmittags auf der Station Rothacker für wenige Minuten hielt, entstieg nur ein einziger Passagier. Es war ein mit solider Eleganz gekleideter, noch junger Mann mit einem glatten, weißen Gesicht, frauenhaft zarten, kirschrothen Lippen und klaren, kalt blickenden Augen. Mit vornehmer Handbewegung wies er den diensteifrig herzu geeilten Lastträger zurück, und er bedurfte in der That seiner nicht, denn er führte weder einen Koffer, noch sonstiges Gepäck bei sich. Ohne jede Hast trat er an einen der zwei Miethswagen heran, die da am Bahnhofe hielten.

„Nach Schloß Rambow!" sagte er kurz. „Wieviel Zeit brauchen Sie, um mich dahin zu fahren?"

„Nun, unter zwei Stunden wird es nicht zu machen sein, Herr!"

„Ich zahle Ihnen für jede Viertelstunde, die Sie ersparen, einen Thaler über den Preis. Wenn Sie also Ihre elende Mähre schonen, so thun Sie es auf Ihre Kosten."

Er stieg ein, und der Kutscher ließ sich's natürlich um einer so lohnenden Aussicht willen nicht verdrießen, die Lebensgeister seines altersmüden Pferdes aufzufrischen. Als es dann aber eine Weile bergab ging, und der Gaul auch ohne besonderen Antrieb in eine schnellere Gangart verfiel, konnte sich's der biedere Rosselenker nicht versagen, nach guter ländlicher Sitte eine kleine Unterhaltung mit seinem Fahrgast anzuknüpfen.

„Der gnädige Herr gehören gewiß auch zu den Geburtstagsgästen," meinte er. „Es soll ja heute hoch hergehen auf Schloß Rambow. Ich hab' schon am Vormittag einen Lieutenant von den Husaren hinausgefahren — mit einem Blumenbouquet, so groß wie die Räder an meinem Wagen."

Der Passagier blickte mit unbeweglichem Gesicht in die Gegend hinaus, als habe er die Worte des Kutschers gar nicht gehört. Erst nach einer geraumen Weile fragte er sehr gleichgiltig: „Man feiert dort einen Geburtstag? Wissen Sie vielleicht auch, wessen Geburtstag das ist?"

„Freilich — derjenige der ältesten Komtesse! Und der Graf Westernhagen knausert nicht bei solchen Gelegenheiten. Er wird da wieder ein hübsches Stück Geld springen lassen. Aber wenn Sie nicht zu den Gästen gehören" — und der Fahrgast schien mit einem Mal sehr bedeutend in seiner Achtung gesunken — „so haben Sie es heute wahrhaftig sehr schlecht getroffen. Für Geschäfte wird der Herr Graf wohl schwerlich zu haben sein."

Der Andere warf einen Blick auf seinen Chronometer. „Ihr Pferd ist, wie es scheint, im Begriff, sein Mittagsschläfchen zu beginnen, mein Lieber. Ich würde ihnen dankbar sein, wenn Sie es veranlassen könnten, damit noch ein wenig zu warten."

In der That kamen sie eine volle Viertelstunde früher an das Ziel ihres Weges, als der Kutscher es vorausgesagt hatte, und sein Passagier blieb ihm die verheißene Belohnung nicht schuldig. Tolzmann, der den Fremden empfing, hielt ihn ebenfalls für einen der geladenen Gäste und befreite ihn diensteifrig von Hut und Ueberrock. Um so lebhafter war dann seine Ueberraschung, als Jener eine Visitenkarte aus seinem Portefeuille nahm und sie ihm mit den Worten überreichte: „Melden Sie mich dem Herrn Grafen Westernhagen mit dem Hinzufügen, daß ich ihn in einer Angelegenheit zu sprechen wünsche, die so dringlich ist, daß sie keinen Aufschub duldet."

In großer Verlegenheit blickte der alte Diener auf die Karte. Da stand in schön gestochenen Buchstaben: „Hugo Seefeld, Firma Ottendorf & Comp. in Hamburg."

„Ein Reisender für Wein und Cigarren!" dachte er. „Und um ein Haar hätte ich ihn geradeswegs in den Empfangssalon geführt."

„So leid es mir thut, mein Herr," meinte er dann laut, ohne sich von der Stelle zu rühren, „aber ich kann Ihnen wenig Aussicht machen, daß der Herr Graf Sie empfangen werde. Er feiert eben —"

„Den Geburtstag seiner ältesten Tochter — jawohl, ich weiß es bereits!" fiel Seefeld sehr gelassen ein. „Aber es überrascht mich einigermaßen, zu erfahren, daß er Ihnen für diesen Tag Vollmacht gegeben hat, über die Annahme oder Ablehnung von Besuchen zu entscheiden."

Es war etwas in diesem kalten, spöttischen Ton, das den alten Mann in Verwirrung setzte. Er ging, um schon nach Verlauf weniger Minuten mit einem kleinen, triumphirenden Lächeln zurückzukehren.

„Wie ich's Ihnen vorausgesagt, mein Herr — der Herr Graf bedauert unendlich, sich Ihnen heute nicht zur Verfügung stellen zu können. Er ist im Begriff, ein Familienfest zu begehen, und man schickt sich außerdem soeben an, die Plätze an der Tafel einzunehmen."

Ohne ein Wort zu erwiedern und ohne sich im Mindesten gekränkt zu zeigen, nahm ihm Seefeld die zurückgebrachte Visitenkarte aus der Hand, kritzelte mit Bleistift zwei rasche Zeilen unter seinen Namen und steckte dies improvisirte Billet in einen Briefumschlag, den er ebenfalls seiner Brieftasche entnommen hatte.

„Gehen Sie noch einmal zu Ihrem Herrn und überreichen Sie ihm diesen Brief. Ich lasse dringend bitten, denselben sofort zu lesen. Aber hüten Sie sich wohl, das Billet in unrechte Hände kommen zu lassen!"

Jedem Anderen würde Tolzmann die Erfüllung solchen Verlangens wahrscheinlich rundweg verweigert haben; aber in der unerschütterlichen und zuversichtlichen Bestimmtheit dieses vermeintlichen Weinreisenden war etwas so Imponirendes, daß er sich fügte, ohne auch nur eine Einwendung zu wagen.

Graf Westernhagen stand eben lachend und plaudernd inmitten einer Gruppe seiner festlich gekleideten Gäste, als er das verschlossene Couvert aus der Hand des Dieners empfing.

„Wie? Ist dieser hartnäckige Commis voyageur noch immer da?" rief er heiter. „Vermuthlich will er nicht darauf verzichten, mir wenigstens die Preisliste seiner Firma zu überreichen."

Weniger um dem dringenden Wunsche des Unbekannten zu willfahren, als weil er sich einen Spaß davon versprach, zerriß er den Umschlag und überflog die kurze Bleistiftnotiz auf der Visitenkarte. Aber Diejenigen, die ihm am nächsten standen, sahen sofort, daß es sich da nicht um einen Preiscourant oder dergleichen gleichgiltige Dinge handeln könne. Graf Westernhagen war sehr blaß geworden; der heitere Ausdruck war vollständig aus seinem Gesicht verschwunden, und die Hand, welche das Kartenblättchen hielt, zitterte.

„In der That — das ist etwas Anderes — eine seltsame Ueberraschung —" stammelte er in verzweifeltem Bemühen, seine Haltung wieder zu gewinnen, „unter diesen Umständen werde ich den Mann doch wohl nicht kurzweg abweisen können."

Er entschuldigte sich bei seiner Umgebung und winkte Tolzmann bei Seite.

„Führen Sie den Herrn in mein Arbeitskabinet und sagen Sie ihm, daß ich so schnell als irgend möglich bei ihm sein werde, jedenfalls innerhalb weniger Minuten!"

Und als das Diner unmittelbar nachher seinen Anfang nahm, blieb in der That der Platz des Hausherrn leer. Eine außerordentlich wichtige Angelegenheit habe seinen Oheim abgerufen, theilte Graf Botho der etwas verwunderten Gesellschaft mit, und er lasse dringend bitten, daß man seinem kurzen Fernbleiben keine Beachtung schenke. —

Der Graf eilte hastigen Schrittes seinem Arbeitszimmer zu. Langsam erhob sich bei seinem Eintritt der Fremde aus dem Sessel, in welchem er sich's bequem gemacht hatte. Mit stummer Verbeugung begrüßten sich die beiden Männer.

„Sie werden es verzeihlich finden, mein Herr," sagte der Graf mit Zurückhaltung, „wenn ich vor Ihrer kurzen Mittheilung vorläufig noch wie vor einem unlösbaren Räthsel stehe. Sie schreiben mir da: ‚Ihr Sohn Alfred ist sterbend in Hamburg; nur um seinetwillen bin ich hier.' Sind Sie auch ganz sicher, daß dabei kein Irrthum und keine Personenverwechslung möglich ist?"

„Ich möchte fast wünschen, Herr Graf, daß ich dessen weniger sicher wäre. Aber es würde mir nicht einfallen, Sie auf bloße Vermuthungen und Möglichkeiten hin zu beunruhigen. Der junge Mann, von dessen Krankenbett ich komme, ist Ihr Sohn. Ich habe dafür auch außer seiner eigenen Aussage die untrüglichsten Beweise."

„Und angenommen selbst, daß es so wäre, hat Ihnen denn — jener junge Mann nicht mitgetheilt, daß ich mich von ihm losgesagt, daß ich ihn für immer aus meiner Familie ausgestoßen habe?"

„Ja! Da ich seine ganze Geschichte kenne, weiß ich auch dies! Und ich halte es für meine Pflicht, hinzuzufügen, daß ich mich gegen seinen ausdrücklichen Wunsch und ohne sein Vorwissen zu Ihnen begeben habe."

„Um so weniger vermag ich den Zusammenhang der Dinge zu begreifen. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie meiner Verständnißlosigkeit durch etwas ausführlichere Erklärungen ein Ende machten."

„Das war von vornherein meine Absicht, Herr Graf! Und um Sie über meine Person aufzuklären, gestatten Sie mir vielleicht vorauszuschicken, daß ich Theilhaber der Hamburger Firma Ottendorf & Comp. bin. Möglicherweise ist Ihnen diese Firma nicht mehr ganz unbekannt."

„Allerdings — sie hat ja einen Weltruf. Und ich würde mir nicht erlaubt haben, Sie vorhin abzuweisen, wenn ich Ihre Karte sogleich näher betrachtet hätte."

„O bitte — ich erwähnte es nicht deshalb! Aber Sie werden mir jetzt ohne weite Versicherung glauben, daß jedes eigennützige Interesse in dieser überaus peinlichen Angelegenheit auf meiner Seite gänzlich ausgeschlossen ist, und daß ich mich nur von einer Empfindung rein menschlicher Theilnahme leiten lasse."

„Ich bin davon überzeugt, mein Herr! Wollen Sie mir nicht die Ehre erweisen, wieder Platz zu nehmen?"

Der kühle und fast hochmüthige Ton, in welchem Graf Westernhagen die Unterhaltung begonnen hatte, war allmälig zu einem sehr verbindlichen geworden. Sein Verdacht, daß er einen Betrüger vor sich habe, war beseitigt; aber mit um so angstvollerer Erwartung sah er seinen weiteren Eröffnungen entgegen.

Und in wie höfliche und liebenswürdige äußere Formen Hugo Seefeld diese Eröffnungen auch immer kleidete, so bemühte er sich doch durchaus nicht, dem Grafen über das Peinvolle und Erniedrigende dieser schweren Stunde hinwegzuhelfen. Mit einer Ausführlichkeit, die den Schloßherrn geradezu auf die Folter spannen mußte, erzählte er, durch welchen Betrug sich der junge Graf eine kostenfreie Heimreise nach Europa ermöglicht habe und in welchem Zustand er in Hamburg angekommen sei. Im Großen und Ganzen hielt er sich dabei zwar ziemlich getreu an Kapitän Fokke's Bericht; aber wie unwesentlich die kleinen Zuthaten und Verstärkungen auch waren, die er sich hier und da erlaubte, so mußten sie doch in ihrer Gesammtheit dazu dienen, zur qualvollen Demüthigung des Grafen das Verhalten seines Sohnes noch verwerflicher und seine Verwahrlosung noch fürchterlicher erscheinen zu lassen, als sie es in Wirklichkeit gewesen waren.

„So war ich ohne mein Zuthun in den Besitz eines sehr delikaten Geheimnisses gelangt," beendete Seefeld seinen Bericht, „und wider meinen Willen in eine Angelegenheit hineingezogen worden, die für alle Betheiligten möglicherweise die unangenehmsten Folgen haben konnte. Es wäre ja sehr naheliegend und sehr einfach gewesen, jede Verantwortlichkeit kurz-

weg dadurch von meinen Schultern abzuwälzen, daß ich pflichtgemäß Anzeige bei den Behörden erstattet hätte, aber nachdem mir Ihr Sohn die Geschichte seiner beklagenswerthen Verirrung mit all' ihren Einzelheiten erzählt hatte, bewog mich das Mitleid für ihn und die Rücksicht auf Sie, Herr Graf, davon Abstand zu nehmen."

„Sie machen mich durch diese großmüthige Handlungsweise für immer zu Ihrem Schuldner," sagte Graf Westernhagen, „aber warum — wenn mir eine bescheidene Frage gestattet ist — warum sahen Sie sich nicht schon damals veranlaßt, mir von alledem Mittheilung zu machen?"

„Ich hatte Ihrem kranken Sohne das Versprechen gegeben, dies nicht zu thun, und ich würde auch an dieser Zusage festgehalten haben, wenn sich sein Zustand — wie ich es hoffte — soweit gebessert haben würde, daß man ihn unauffällig hätte weiterschaffen können. Sie hätten dann niemals erfahren, Herr Graf, in wie großer Gefahr Sie sich befanden, Ihren edlen und hochgeachteten Namen zum Mittelpunkt eines peinlichen Kriminalprozesses gemacht zu sehen, und mir wäre die unangenehme Nothwendigkeit erspart geblieben, heute ein fröhliches Familienfest mit solcher Hiobspost zu stören."

Graf Westernhagen biß sich auf die Unterlippe.

„Der Zustand meines Sohnes hat sich also verschlimmert?" fragte er, um doch wenigstens bald zu Ende zu kommen.

„Leider ja! Kapitän Fokke hatte ihn bei einem seiner Matrosen, einem zuverlässigen Manne, untergebracht, und ich durfte unter den obwaltenden Umständen nicht daran denken, seine Ueberführung an einen anderen Ort, wo er vielleicht besser aufgehoben gewesen wäre, zu bewirken. Alles, was ich thun konnte, bestand darin, daß ich die Leute veranlaßte, ihm gegen angemessene Bezahlung ihr bestes Zimmer abzutreten, und daß ich ihn durch einen unserer Schiffsärzte so sorgfältig als nur immer möglich behandeln ließ. Aber die Strapazen und Entbehrungen eines ruhelosen Flüchtlingslebens im Verein mit unaufhörlich nagenden Selbstvorwürfen hatten seine Gesundheit doch tiefer untergraben, als ich es anfänglich vermuthet. Sein Fieber ließ nicht nach und am gestrigen Tage ist eine Wendung eingetreten, welche nach der bestimmten Erklärung des Arztes die Katastrophe noch vor Ablauf dieser Woche mit Sicherheit erwarten läßt." (Fortsetzung folgt.)

Das Herzog Christoph-Denkmal in Stuttgart.

Der falsche Waldemar.

(Mit Bild auf Seite 241.)

Nach dem Aussterben des askanischen Fürstenhauses hatte Kaiser Ludwig der Bayer 1324 mit der Markgrafschaft Brandenburg das Haus Wittelsbach belehnt, das sich aber in der Mark nicht beliebt machen konnte und das Land in verderbliche Kriege und Unruhen stürzte. In dieser Zeit der Bedrängniß erschien nun der sogenannte „falsche Waldemar" — ein Mann, der sich für den nach seiner Aussage nicht im Jahre 1308 verstorbenen Markgrafen Waldemar von Brandenburg ausgab und durch einen Siegelring mit dessen Wappen sich auszuweisen suchte. Er wollte, um die unkanonische Ehe mit seiner Base Agnes zu lösen, die Kunde seines Todes verbreiten und eine andere Leiche in Chorin haben begraben lassen, selbst aber seither als Büßer im heiligen Lande geweilt haben. Viele Fürsten, Prälaten und Herren wollten auch den Markgrafen an Gesicht, Stimme und Gebaren wiedererkennen. Beinahe die ganze Mark erklärte sich für ihn, und unser Bild auf S. 241 stellt seine Ankunft vor der altmärkischen Stadt Tangermünde und seinen Empfang durch die von seiner Echtheit überzeugte Bürgerschaft dar. Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange; Waldemar wagte es nicht, vor dem 1350 nach Nürnberg ausgeschriebenen Reichstage zu erscheinen, der den Fall prüfen sollte. Die meisten seiner Anhänger fielen von ihm ab, die Anderen entband er selbst ihrer ihm gelobten Pflicht und lebte dann in fürstlichen Ehren zu Dessau bis an seinen Tod im Jahre 1356. Wer die Rolle des wiedergekehrten Markgrafen eigentlich gespielt hat, ist nie mit Sicherheit ermittelt worden.

Das Herzog Christoph-Denkmal in Stuttgart.

(Mit Abbildung.)

Auf dem prächtigen Schloßplatze in Stuttgart erhebt sich seit 1889 zwischen der Jubiläumssäule und dem Königsbau das Herzog Christoph-Denkmal (siehe das obenstehende Bild), welches von dem

Verlassen. (S. 246)

Stuttgarter Bildhauer Paul Müller modellirt und von Pelargus in Erz gegossen ist. Es stellt den Herzog in fast doppelter Lebensgröße und in der Tracht seiner Zeit — er regierte von 1550 bis 1568 — dar. Das Antlitz ist stolz erhoben, die rechte Hand, in der er das von ihm selbst verfaßte württembergische Landrecht hält, stützt sich leicht auf eine Säule, die linke umfaßt den Griff des Schwertes. Besondere Beachtung verdient das Postament, in dessen vier Seiten Bronzetafeln mit Reliefdarstellungen aus dem Leben jenes ausgezeichneten Regenten eingelassen sind. Eine Tafel zeigt den 1515 geborenen Knaben, wie er im Alter von fünf Jahren nach der Vertreibung seines Vaters Ulrich durch den schwäbischen Bund von seiner Mutter Sabine und seiner Schwester Anna Abschied nimmt, um durch Georg v. Frundsberg nach Oesterreich gebracht zu werden. Die zweite Tafel stellt die Flucht des jungen Herzogs dar, als Kaiser Karl V. sein Erbe an das habsburgische Haus bringen wollte; die dritte zeigt, wie der Herzog 1556 zum Obersten des schwäbischen Bundes ernannt und ihm die Reichssturmfahne überreicht wird. Auf der Rückseite ist endlich dargestellt, wie Christoph den ihn besuchenden Kaiser Maximilian II. vor den Thoren Stuttgarts empfängt.

Verlassen.

(Mit Bild auf Seite 245.)

Eine allerliebste kleine Scene, wie man sie ähnlich oft in öffentlichen Anlagen und auf Kinderspielplätzen beobachten kann, gibt unser Bild auf S. 245 wieder. Ein Kindermädchen hat sich hinter dem Postament einer Statue versteckt, und ihre kleine Pflegebefohlene, die sich plötzlich verlassen wähnt, bricht darob in ein klägliches Wehegeschrei aus. Das Mädchen schaut dem komischen Gebahren einen Augenblick lächelnd zu, um dann hervorzukommen und den kleinen Schreihals durch verdoppelte Liebkosungen für den ausgestandenen Schreck zu entschädigen.

Das erste Fernrohr.

Erzählung von **Valentin Fern.**

1.

(Nachdr. verboten.)

Im Jahre 1609 wohnte in einem ansehnlichen Giebelhause in einer stillen Straße hinter der alten St. Peterskirche in der niederländischen Stadt Middelburg der wohlhabende Brillenschleifer Jan Lippersheim mit seiner ehrsamen Frau Gertrud und seiner schönen Tochter Justine. Friede herrschte wieder im Lande nach so langen und entsetzlichen Kriegsgreueln. Glorreich hatten die Niederländer nach zweiundvierzigjährigem Kampfe die Spanier besiegt und die Unabhängigkeit errungen.

Viele tapfere Soldaten kehrten nun zu den ruhigen Beschäftigungen des Friedens zurück. Dazu gehörte auch Zacharias Jansen, ein geschickter Brillenschleifergeselle und munterer, kecker und hübscher Bursche, der bei Meister Lippersheim Arbeit fand. Es dauerte nicht lange, so entstand zwischen ihm und Justine eine richtige Herzenszuneigung. Darüber konnte aber das zärtliche Paar freilich nicht im Zweifel sein, daß Vater Lippersheim nicht mit solcher Liebelei einverstanden sein würde. Ein lahmer Rathsherr, Namens Gisbert Memling, humpelte nämlich zuweilen freundnachbarlich in's Haus, anscheinend auf Freiersfüßen, und dem biederen Meister Lippersheim gefiel ein solcher vornehmer Freier über alle Maßen. Seine Tochter allerdings war im Stillen ganz anderer Meinung.

Eines Abends in der Dämmerung trafen Zacharias und Justine im Gärtchen zusammen, und dort offenbarten sie einander ihre zärtlichen Gefühle. Aber dann kamen auch die Bedenken.

„Dein stolzer Vater will keinen armen Gesellen zum Schwiegersohn," sagte Zacharias.

„Und ich will keinen alten Rathsherrn," flüsterte sie.

„Hat Mynheer Memling schon um Deine Hand angehalten?"

„Noch nicht; aber er beabsichtigt, es nächstens zu thun, wie mein Vater behauptet."

„Und Deine Mutter, wie denkt die darüber?"

„Die wünscht von Herzen, daß ich glücklich werde. Es braucht aber nicht gerade mit einem lahmen Rathsherrn zu sein, meint sie."

„So ist sie also gegen diese Heirath?"

„Ja."

In diesem Augenblick vernahmen die Liebenden ein Hüsteln, dann ein scharfes, trockenes, spöttisches Lachen. Erschrocken blickten sie auf. Am Stacket stand der Rathsherr Memling, ein lahmes, hageres Männchen in den vierziger Jahren, mit einem blassen Gesicht von verlebtem Aussehen.

„Ei, schöne Juffrouw Justine, genießet Ihr die milde Abendluft?" fragte er spöttisch.

„Jawohl, Mynheer," antwortete Justine kurz.

„Und Ihr habt angenehme Gesellschaft, so scheint es! Wer ist denn der junge Fant?"

„Es ist Zacharias Jansen, meines Vaters Geselle."

„So, so! Mit dem also flüstert Ihr so zärtlich, schönes Justinchen!"

„Er ist Soldat gewesen in dem Heere des Prinzen und hat mir von seinen Kriegsthaten erzählt."

„Mein Schwert hängt noch in meiner Kammer!" rief Zacharias und strich sich herausfordernd den Schnurrbart.

„Junger Kriegsheld," sprach hohnvoll der Rathsherr, „wenn Ihr auch das Vaterland gerettet habt, so durftet Ihr doch dieser ehrsamen Juffrouw keinen Kuß geben."

„Ich hätte wohl erst Erlaubniß dazu erbitten sollen von Euch?"

Der Rathsherr antwortete nicht auf diese Herausforderung, sondern fragte, zu Justine gewandt: „Ist Euer Vater zu Hause?"

„Er ist oben in seinem Schreibzimmer."

„So — dann will ich doch sogleich zu ihm." Er trat in's Haus und stieg mit einiger Mühe die Treppe hinauf.

Die Liebenden sahen sich an.

„Jetzt verklagt und verklatscht er uns," sagte Justine.

„Daran ist nicht zu zweifeln. Wir müssen auf ein Donnerwetter gefaßt sein. Hast Du Furcht?"

„Nein."

„Du hälst treu zu mir in Sturm und Ungemach?"

„Für's ganze Leben, Du Lieber!"

„Dann macht mir der edle Rathsherr gar keine Sorge mehr."

Oben wurde ein Fenster geöffnet. Lippersheim steckte den Kopf hinaus und schrie ergrimmt: „Justine, bist Du noch im Garten, so komme gleich herauf!"

„Willst Du mitgehen, Zacharias?" fragte sie.

„Natürlich!" antwortete der junge Mann. Und Beide gingen in's Haus.

Als sie oben in's Zimmer traten, saß der Rathsherr hämisch lächelnd auf einem Sessel. Jan Lippersheim schritt zornig auf und ab. Frau Gertrud saß am Fenster und schien sehr ängstlich zu sein.

„Euch habe ich nicht gerufen, Jansen!" schrie der Brillenschleifer.

„Ich bin gekommen, weil ich mit Euch zu reden habe," versetzte Zacharias.

„Vorläufig bin ich am Reden. Wie kommt Ihr zu der Dreistigkeit, meine Tochter zu küssen?"

„Jenun, Meister, wenn man verliebt ist —"

„Das ist zu arg! Justine, wie konnte das geschehen?"

„Vater, Zacharias hat mir seine Liebe gestanden, und ich liebe ihn auch von Herzen —"

„Hähä! Da hört Ihr's, Lippersheim!" bemerkte der Rathsherr.

„Das soll nicht sein!" rief der Brillenschleifer. „Ungerathenes Mädchen, Du weißt doch, daß ich andere Absichten mit Dir habe!"

„Diese Absichten gefallen mir aber nicht."

„Hier sitzt der würdige, edle, hochmögende Rathsherr Gisbert Memling —"

„Ich mag nicht Frau Rathsherrin werden."

„Du stößest Dein Glück von Dir?"

„Ich suche vielmehr dem Unglück zu entgehen."

„Mädchen, bedenke, was Du sprichst!"

„Ich sage ja nur, was ich denke," versetzte Justine schluchzend.

„Nun, diesen Thorheiten wollen wir ein Ende machen!" Jan Lippersheim warf einige Silbermünzen auf den Tisch. „Da ist Euer letzter Wochenlohn, Zacharias Jansen! Schnürt eiligst Euer Bündel und verlaßt mein Haus."

„Es ist gut, Meister," sagte Zacharias gelassen, indem er das Geld in seine Tasche steckte. „Einstweilen müssen wir wohl scheiden, Justine. Doch nur für kurze Zeit. Weine nicht, liebes Herz! Ich bleibe in Middelburg."

„Hinaus!" brüllte der Meister.

„Ich werde Dich entführen, Justine!" schrie Zacharias.

„Versucht es doch!" sprach höhnisch der Rathsherr. „Man wird Euch schon bändigen, junger Brausekopf! Sind Eure paar Stüber ausgegeben, so bringt man Euch per Schub aus der Stadt. Und wenn Ihr etwa eine Tollheit anstellt, so ist der Thurm am Rathhaus ein vortreffliches Mittel, Euch zu Verstand zu bringen."

„Mynheer Memling, dann laßt mich auch nur sogleich dorthin bringen!" rief Justine energisch.

„Man wird Euch das Köpfchen schon zurecht setzen, Juffrouw," sagte der Rathsherr. „Wir finden wohl das richtige Mittel dazu."

„Dafür bin ich Bürge!" sprach Jan Lippersheim. „Diese Tollheit muß gründlich ausgetrieben werden."

„Ich bleibe Dir ewig treu, Zacharias!" rief das junge Mädchen weinend.

„Dank, Justine!" sagte der tapfere Geselle. „Muß ich Dich auch jetzt verlassen, so sollst Du doch bald von mir hören. Auf baldiges Wiedersehen!"

Und er ging hinaus. Wenige Minuten später verließ er mit seinem Bündel und seinem Schwerte das Haus.

Er begab sich zu einem anderen Brillenschleifer, einem Konkurrenten von Lippersheim, und fand dort sogleich Arbeit.

2.

Es war wirklich seine Absicht, Justine zu entführen, und mit Eifer traf er alle Vorbereitungen dazu. Er wechselte heimlich Briefchen mit seiner Angebeteten. Dann lief er eines Tages nach dem benachbarten Vlissingen und traf eine Verabredung mit einem Schiffer, der nach England segeln wollte.

Einige Tage später verließ Justine heimlich das Haus ihres Vaters und eilte mit ihrem Getreuen nach Vlissingen. Ihr Verschwinden wurde jedoch zu früh entdeckt. Jan Lippersheim und der Rathsherr Memling setzten den Flüchtigen mit einigen der städtischen Diener nach, und bevor das Schiff den Hafen verlassen konnte, wurden sie ergriffen. Justine mußte in's elterliche Haus zurückkehren, Zacharias wurde in Middelburg im Rathhausthurm eingesperrt, und zwar in die höchste, dicht unter dem Dache befindliche Zelle.

Der Kerkermeister Abel Wouters war ein alter, gutmüthiger Mann.

„Na," sagte er zu dem Gefangenen, „ich glaube nicht, daß Eure Sache so schlimm ist. Ihr habt ja kein großes Verbrechen verübt. Seid nur mit der Tochter eines Bürgers davon

gelaufen. Das haben Andere auch gethan, sehr vornehme Leute sogar. Deshalb wird man Euch nicht gleich aufhängen. Ich denke, man wird Euch aus der Stadt weisen."

„Ich will aber in Middelburg bleiben," versetzte Zacharias.

„Das werdet Ihr schwerlich durchsetzen. Die hohe Obrigkeit läßt nicht mit sich spaßen."

Der junge Mann schwieg betrübt.

Nach einer Weile sagte der Alte: „Wie man mir sagte, sollt Ihr ein tüchtiger Brillenschleifer sein. Da könntet Ihr mir vielleicht zu einer ordentlichen Brille verhelfen, denn bisher habe ich noch keine mir so recht passende erlangen können."

„Sehr gern will ich Euch eine gute Brille liefern," antwortete Zacharias. „Es wäre mir sogar äußerst lieb, wenn ich hier arbeiten dürfte, um meine Sorgen zu vergessen. Aber dann müßt Ihr mir das dazu Nöthige verschaffen. Der Meister, zu dem ich ging, als Lippersheim mich fortgeschickt hatte, wird mir gewiß gern Alles schicken, was ich brauche. Bringt mir Schreibzeug, so will ich ihm einen Zettel schreiben."

Der Kerkermeister zeigte sich dazu bereit, und schon am folgenden Tage brachte er dem Gefangenen Glasplättchen, Schleifgeräth, Werkzeug, kurz alles Nöthige.

Zunächst machte nun Zacharias eine gute Brille für den Alten. Dieser probirte sie und war entzückt.

„Wahrhaftig," rief er, „Ihr seid der beste Brillenmacher in Holland!"

„Wouters," fragte der junge Mann, „wißt Ihr etwas Neues aus der Stadt, von Lippersheim und meiner theuren Justine?"

„Jawohl. Schaut doch 'mal zu Eurem Gitterfenster hinaus."

„Nun?"

„Ihr seht da in der Ferne einen grauen Kirchthurm und einige Gehöfte."

„Ja."

„Das ist das Dorf St. Laurens. Dort ist Eure Justine jetzt."

„Wie geht denn das zu?"

„Die Entführungsgeschichte hat in der guten Stadt Middelburg doch viel Lärm und Klatscherei verursacht. Deshalb ist Juffrouw Justinchen auf's Land geschickt worden zu Verwandten der Mutter. Wenn ich mehr erfahre, so will ich's Euch mittheilen."

Und der Alte entfernte sich.

Der junge Mann schaute sehnsüchtig hinüber nach den fernen Gehöften von St. Laurens und strengte seine guten Augen auf's Aeußerste an; doch war die Entfernung zu groß, er konnte kein lebendes Wesen erblicken.

Da kam er auf den Einfall, durch ein geschliffenes Glas zu schauen. Er sah wirklich viel deutlicher die altersgraue Kirche. Dann nahm er ein zweites Glas, um die Wirkung zu verstärken. Er hatte ein Konver- und ein Konkavglas in der Hand, die er in einiger Entfernung von einander hielt. Da bemerkte er zu seinem freudigen Erstaunen, wie auf einmal die Dorfkirche ihm viel näher gerückt erschien. Er sah jetzt auch bei den Gehöften lebende Wesen, Vieh auf der Weide und arbeitende Bauern auf den Feldern, aber noch nicht recht deutlich.

Es war ziemlich unbequem, auf solche Weise die zwei Gläser längere Zeit zu halten. Da kam er auf einen guten Gedanken. Er war im Besitze von Pappe und Stahldraht. Aus der Pappe machte er eine Röhre, umwickelte sie mit Draht und befestigte an den beiden Endöffnungen die Gläser.

Das erste Fernrohr war erfunden!

Dann schaute er hindurch. Jetzt vermochte er deutlich die fernen Gestalten zu erkennen. Da stand ein Mädchen mit weißem Kopftuch vor der Thüre eines Gehöfts. Wahrhaftig, es war seine Justine! Für Zacharias war es ein süßer Trost, daß er die Geliebte jetzt alle Tage sehen konnte.

Gegen Abend brach ein gewaltiger Sturm los, einer von der Art, wie sie häufig den Nordseeküsten das größte Unheil bringen. Es war die Zeit des Mondwechsels und eine fürchterliche Springfluth donnerte gegen die Deiche.

Middelburg ist die Hauptstadt der Insel Walcheren, welche das äußerste Land bildet zwischen den Mündungen der Schelde. Das fruchtbare Ackerland und die üppigen Wiesen liegen größtentheils niedriger als der Meeresspiegel und müssen durch starke Deiche geschützt werden. Obwohl nun zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Niederländer auch schon die besten Deichbauer und Schleusenkünstler Europa's waren, so ereigneten sich doch Deichbrüche und Ueberschwemmungen damals noch häufig genug.

Mitten in der Nacht wurde Zacharias durch Kanonenschüsse und das Läuten der Lärmglocken aus dem Schlafe aufgeschreckt. Er hörte das Heulen des Sturmwindes — das alte feste Thurmgemäuer schien unter der Wucht des Orkans bisweilen zu erbeben.

Er konnte sich wohl denken, was geschehen sei. Es handelte sich nicht um Feuersgefahr, sondern um Wassersnoth. Die Deiche waren gebrochen, das Wasser strömte in's Land und überschwemmte die Niederungen der Insel.

Wie würde es der geliebten Justine ergehen in solcher Schreckensnacht? Das Dorf St. Laurens, am niedrigsten gelegen, mußte auch am meisten gefährdet sein.

In höchster Aufregung und Sorge erwartete der junge Mann das Anbrechen des Tages. Als es endlich hell wurde, schaute er durch sein Fernrohr nach dem Dorfe. Er sah dort keine Gärten, Wiesen und Felder mehr, nur eine wellengepeitschte Wasserfläche, aus welchem die Dächer einiger Gehöfte und die Kirche hervorragten. Das Haus aber, vor dessen Thüre er Justine gesehen, war verschwunden. Die Sturmfluth hatte es verschlungen.

Der Kerkermeister kam herein.

„Laßt mich hinaus!" schrie Zacharias außer sich. „Ich befürchte, meine geliebte Justine ist in dieser Schreckensnacht verunglückt, und muß darüber Gewißheit haben!"

Abel Wouters erwiederte: „Ihr bleibt ruhig da! Ich darf Euch nicht hinauslassen, das ist gegen meine Instruktion."

Er ging darauf fort und ließ den trostlosen Gefangenen allein.

Wieder schaute dieser angestrengt durch sein Fernrohr und zwar nach der Dorfkirche hin.

Die Sonne stieg höher. Der Sturmwind wurde schwächer. Das Schlimmste schien nun überstanden zu sein.

Da — welche Freude! Auf der Plattform des Thurmes der Dorfkirche von St. Laurens sah er mehrere Personen — Frauen und Mädchen — und darunter auch seine Justine. Sie war also gerettet.

Nun fand er seine Ruhe wieder und war ganz heiter, als nach einer Weile der alte Abel eintrat.

„Ich kann Euch etwas Neues mittheilen," sagte er bedächtig.

„Heraus damit, Alterchen!" rief der junge Mann.

„Ei, Ihr scheint ja recht lustig zu sein."

„Freilich, denn ich weiß jetzt, daß meine Justine gerettet ist!"

„So? Wie könnt Ihr das wissen? Meister Lippersheim und seine Frau Gertrud sind just oben auf diesem alten Thurm, um hinüber zu schauen nach dem Dorfe St. Laurens. Beide sind sehr betrübt, denn sie glauben, daß ihre Tochter ertrunken sein muß, da das Haus, wo sie weilte, von den Wellen verschlungen ist."

„Ihr könnt ihnen mittheilen, daß Justine lebt! Ich habe ein Instrument erfunden, mit dessen Hilfe ich sie von diesem Fenster aus leibhaftig sehen kann."

„Na, das glaub' ich nun nicht recht — das scheint mir schon mehr Hexerei zu sein — aber ich will's doch richtig bestellen."

Er ging fort und kam nach zehn Minuten zurück. „Ihr sollt sogleich mit mir kommen," sagte er. „Der hochmögende gestrenge Herr Bürgermeister erlaubt es."

„Ist der Bürgermeister auch oben?"

„Ja, er ist eben hinaufgestiegen mit unserem erlauchten Statthalter, dem Prinzen von Oranien, der sich gerade in Middelburg aufhält. Beide wollen vom Thurme aus die greuliche Zerstörung und Verwüstung überschauen. Mit Lippersheim haben sie eben gesprochen, und sie hörten es zufällig, als ich ihm von Eurem kuriosen Instrument erzählte. Da ist Prinz Moritz sehr neugierig geworden."

„Hurrah!" schrie Zacharias. „Alles geht gut, glaube ich! Der Prinz macht mich zu seinem Hofoptikus, und dann heirathe ich meine Justine!"

„Na, ich will hoffen, daß keine Hexerei im Spiele ist," brummte Abel Wouters.

Beide verließen die Gefängnißzelle und stiegen eine Treppe höher hinauf. Dort trafen sie in dem Raume, wo die Glocken hingen, Jan Lippersheim und Frau Gertrud, die an einer der Schallöffnungen standen und hinausschauten.

An einer anderen Oeffnung standen der Bürgermeister von Middelburg und der Statthalter der vereinigten Provinzen.

Prinz Moritz von Oranien, dieser ausgezeichnete Staatsmann und Feldherr, damals zweiundvierzig Jahre alt, war ein ernster Mann von hoher wissenschaftlicher Bildung.

Er sagte gerade zum Bürgermeister: „Ich habe immer behauptet, daß der neue Deich bei Westkapell nicht stark genug gebaut sei. Jetzt machen die sämmtlichen Bewohner von Walcheren zu ihrem Schaden die bittere Erfahrung, daß meine Ansicht sich als richtig erwiesen hat."

Zacharias trat zu Frau Gertrud. „Sorget Euch nicht mehr!" sagte er. „Justine ist gerettet!"

„Aber wie habt Ihr das ermitteln können?" fragte sie, halb zweifelnd, halb hoffnungsvoll, indeß Lippersheim den jungen Mann finster anblickte.

„Schaut durch dies Rohr nach der Dorfkirche von St. Laurens! Oben auf der Plattform befindet sich Eure Tochter."

Sie sah durch das Fernglas, welches er für sie richtete, und stieß einen Freudenschrei aus.

„Ja, ja! O, wie ist das wunderbar! Ich sehe Justine — sie bewegt sich — sie lebt!"

„Wie ist das nur möglich?" murmelte Jan Lippersheim erstaunt.

„Ueberzeugt Euch davon, Meister!" sagte Zacharias. „Schaut durch dies Rohr. Diese wichtige Erfindung habe ich gemacht — und wenn es Euch genehm ist, so können wir sie zusammen ausbeuten."

Der Brillenschleifer schaute durch das Fernrohr und erblickte seine Tochter.

„Zacharias," sagte er ganz außer sich vor Aufregung, „das ist eine höchst erstaunliche Erfindung! Aller Hader zwischen uns sei vergessen! Der Rathsherr Memling mag sich anderswo nach einer Frau umsehen. Ihr sollt die Justine haben!"

„Dann bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig," sprach freudig der junge Mann.

„Und ich preise diese Schicksalsfügung," flüsterte Frau Gertrud gerührt. „Wie wird Justine sich freuen, wenn sie dies Alles erfährt!"

Jetzt trat der Prinz von Oranien mit dem Bürgermeister herzu.

„Nun, Meister, was ist das für ein sonderbares Instrument?“ fragte er leutselig.

„Ein Glas zum Fernsehen ist's, gnädigster Herr, welches mein früherer Geselle und jetziger Compagnon Zacharias Jansen erdacht hat. Ich bitte unterthänigst, schaut doch hindurch!“

„Und einen solchen Mann habt Ihr einsperren lassen?“ rief der Bürgermeister kopfschüttelnd. „Es ist ja freilich wahr, er wollte Euch durchaus Eure Tochter stehlen.“

„Soeben haben wir uns versöhnt, Euer Gestrengen. Er soll meine Justine haben. Ich erbitte seine sofortige Loslassung!“

„Die Bitte sei gewährt. Ihr seid frei, Zacharias Jansen!“

„Ich danke Euer Gestrengen!“ sprach der junge Mann, sich tief verneigend.

Unterdessen hatte Prinz Moritz die neue Erfindung geprüft.

„Das ist eine sinnreiche, eine großartige Entdeckung, die dem Erfinder zu ewigem Ruhm gereichen wird,“ sagte er. „Für Seefahrer, Kriegsleute und Astronomen werden solche Ferngläser fortan von unberechenbarem Nutzen sein. Der große Tycho de Brahe ist vor acht Jahren gestorben. Hätte er diese wunderbare Erfindung gekannt, so würde er die Geheimnisse des Firmaments noch viel besser ergründet haben. Zacharias Jansen, Ihr habt Anspruch auf eine Nationalbelohnung, und ich werde bei den Generalstaaten eine solche für Euch beantragen. Für die Offiziere des Heeres und die Kapitäne und Steuerleute der Kriegsflotte bestelle ich vorläufig fünfhundert solcher Sehröhren. Diese Erfindung wird Euch nicht nur berühmt, sondern auch reich machen.“

Zacharias dankte ehrerbietigst dem hohen Herrn und verließ triumphirend mit Jan Lippersheim und dessen Frau den Rathhausthurm.

— — — — — — — — — — —

Die große Wasserfluth verlief sich bald. Justine kam nach Middelburg zurück und wurde die glückliche Frau des glücklichen Zacharias.

Lippersheim und Jansen beuteten gemeinsam die wichtige Erfindung aus und erwarben durch die Fabrikation und den Verkauf von Fernrohren große Reichthümer. Zacharias Jansen's erstes Fernrohr, mit dem er seine geliebte Justine auf dem Kirchthurm von St. Laurens entdeckte, wird noch heute zum ewigen Andenken im Rathhause zu Middelburg aufbewahrt.

Humoristisches.

Das läßt tief blicken.

Mariechen: Hast Du auch einen Papa?
Lieschen: Ja, aber er ist schon sehr lange verreist.
Mariechen: Aber wer kocht denn da bei euch früh Kaffee?

Bergfex und Holzknecht.

Edler Alpensohn, wie beneide ich Dich um diese herrlichen Waden. Kannst Du mir nicht das Mittel sagen, wie man zu solchen Waden kommt?
— Sell woaß i net, aber geh' zu unserm Viehdoktor, der woaß dös schon.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Geschlagen. — In der Schlacht von Novi im italienischen Feldzuge wurde das Centrum der russischen Armee, die unter dem Befehle Suworow's stand, zurückgedrängt und gerieth in große Verwirrung. Ein Adjutant kam zu Suworow herangesprengt mit den Worten: „Ich komme Ihnen zu sagen, daß die Russen geschlagen sind.“ — „Die Russen sind geschlagen?“ gab der greise Marschall zurück, „so sind sie Alle todt?“ — „Das nicht!“ meinte der Offizier. — „Ei nun, so sind sie auch nicht geschlagen!“ erwiederte Suworow, mit der Hand vorwärts auf den Feind zeigend. [G. W—r.]

Seltsame Verordnungen. — Der spanische König Philipp IV. verordnete im Jahre 1666: Wer sich vor dem zwanzigsten Lebensjahre verheirathet, soll bis zum fünfundzwanzigsten Jahre völlig steuerfrei sein; wer zehn Kinder am Leben hat, wird für immer von Steuern befreit. — In Sparta machte der Besitz von drei Kindern den Vater vom Wachtdienste frei; vier Kinder befreiten von allen öffentlichen Lasten. [E. K.]

Edles Wort einer Todeskandidatin. — Man erzählt, Anna Boleyn hätte am Tage ihrer Hinrichtung an Heinrich VIII., ihren bisherigen Gemahl, geschrieben: „Aus einem einfachen Fräulein machten Sie mich zur Marquise, aus der Marquise zur Königin, aus der Königin werden Sie mich nun zu einer Seligen machen. Ich dankte Ihnen jedesmal, so oft Sie mich erhoben; ich danke Ihnen auch heute.“ [—dn—]

Bilder-Räthsel: Wappen der Schneider-Innung.

Werden die Buchstaben in obigem Wappen richtig geordnet, so ergeben sie ein sehr bekanntes, auf das Bild bezügliches Sprichwort.

Auflösung folgt in Nr. 32.

Räthsel.

Tritt der, den dieses Räthsel meint,
Im Leben je an Dich heran,
So hasse ihn als ärgsten Feind;
Entzieh' Dich eifrig seinem Bann.

Doch ist entwichen er zur Frist,
Stellt, — was Dir bleibt als Rest —
Ob eine Sache möglich ist,
Zu allen Zeiten fest. [Oscar Leede.]

Auflösung folgt in Nr. 32.

Kapsel-Räthsel.

Wenn man aus einer Stadt
Und Universität
Den Wind beseitigt hat,
Der rauh das Land durchweht,
So wird ein Kleid daraus,
Das Weib sowohl wie Mann
Bei dieses Winds Gebraus
Vor Kälte schützen kann. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösungen von Nr. 30: des Bilder-Räthsels: Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig kümmerte, als um seine eigenen; des Logogriphs: Nil — Null.

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung** (**M. Schirmer**) in Thorn.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart